

JAMES RUNCIE

Das
Problem
des Bösen

SIDNEY CHAMBERS
ERMITTELT



haben. Ich bin ganz froh, sie als inoffizielle Mitarbeiterin in meinem Team zu haben. Sie hält uns ganz schön auf Trab.«

»Demnach lässt du dich von ihr bei deinen Ermittlungen unterstützen?«

»Ich möchte sie auf meiner Seite haben. Außerdem hat sie ebenso ein Recht darauf, sich für den Fall zu interessieren wie du.«

»Hoffentlich lenkt sie dich nicht zu sehr von der Arbeit ab, Geordie.«

»Das lass nur meine Sorge sein. Und glaub mir – manchmal kann ich ein bisschen Ablenkung gut gebrauchen.«

»Bisher war ich dafür zuständig.«

»Stimmt schon, aber bekanntlich ist weibliche Gesellschaft durchaus reizvoll. In letzter Zeit wird mir einfach alles zu viel, im Job komme ich kaum zum Luftschnappen, und zu Hause ist es nicht besser. Lärm, Streitereien, quengelnde Kinder, die ständig was wollen, nie ein bisschen Ruhe und Frieden. Das Familienleben ist anstrengender als die Arbeit.«

»Meinst du wirklich?«

»Das wirst du schnell genug selbst erfahren. Ich brauche einfach hin und wieder etwas, woran ich mich freuen kann, und Helena ist, wie dir sicher nicht entgangen ist, ein sehr erfreulicher Anblick.«

»Ich habe nur Augen für meine Frau.«

»Wart mal ein, zwei Jahre ab, dann siehst du das vielleicht anders.«

»Das bezweifle ich sehr.«

Sidney kam missgestimmt nach Hause. Geordie habe sein Selbstvertrauen untergraben, erzählte er Hildegard, und er habe sich in Helenas Anwesenheit höchst überflüssig gefühlt.

»Weißt du, in Frankreich gibt es eine passende Redewendung dafür: *tenir la chandelle*, die bezieht sich darauf, dass der Trauzeuge dem jungen Paar auf dem Weg ins Schlafzimmer die Kerze halten musste. Habt ihr im Deutschen einen ähnlichen Spruch?«

»Ja, wir sagen, man fühlt sich wie das fünfte Rad am Wagen. Ist Inspector Keating tatsächlich so angetan von dieser Frau? Ich begreife nicht, was er an ihr findet.«

»Jugend. Zuwendung.«

»Das, was die meisten Männer wollen.«

»Für mich gilt das nicht, Hildegard. Ich brauche nur dich zu meinem Glück.«

»Das wollte ich hören. Wir haben keinen Platz für ein fünftes Rad am Wagen.«

In diesem Augenblick rief Keating an. Sie seien bei dem Tierpräparator gewesen, hätten aber Jimmy Benson nicht mehr vorgefunden, offenbar habe jemand ihm einen Tipp gegeben. »Vielleicht sogar du, Sidney?«

»Mach dich nicht lächerlich.«

»Ich möchte nur sichergehen, dass du bei deinem Mitleid mit den Mühseligen und Beladenen nicht so weit gehst, dass du sie vor einer Verhaftung schützt.«

»Du wolltest ihn verhaften?«

»Wir wollten ihn zu einer Befragung abholen. Jetzt ist sein Verhalten noch verdächtiger. Er gilt als flüchtig.«

»Vielleicht hat er Angst.«

»Woher hat er wohl gewusst, dass die Polizei kommen würde?«

»Wahrscheinlich hat sein Bruder ihn gedrängt, sich aus dem Staub zu machen. Er weiß, wie leicht Einzelgängern und Außenseitern die Schuld zugeschoben wird«, vermutete Sidney.

»Nur wenn es gute Gründe dafür gibt.«

»Nicht immer. Manche sind geborene Sündenböcke. Es ist bisher mitnichten bewiesen, dass Jimmy Benson etwas mit dem Mord an Agnew zu tun hat. Nur weil jemand Jazz mag und ziellos durchs Leben wandelt, heißt das noch nicht, dass er ein Verbrechen begangen hat.«

»Was hat er zu dir gesagt? Wollte er Geld?«

»Dass er da bei einem Pfarrer nicht weit kommt, weiß er garantiert.«

»Ihr Pfarrer seid trotzdem leichte Beute. Und in der Kirche ist immer ein bisschen Silber.«

»Meist ist es nur Blech.«

»Woher soll er das wissen?«

»Ich glaube kaum, dass er unser Mann ist.«

»Aber sicher sein kannst du nicht. Miss Randall findet, dass wir der Sache nachgehen sollten.«

»Ist sie denn eine Expertin in polizeilichen Ermittlungen?«

»Sie möchte Gerichtsreporterin werden. Ich habe ihr gesagt, dass sie den Fall beobachten kann«

»Bestimmt freut sie sich über deine Gesellschaft.«

»Das geht dich nichts an.«

»Was mich etwas angeht und was nicht, entscheidest du recht willkürlich, scheint mir.«

»Es ist dir offenbar entgangen, dass wir es mit einem Mordopfer zu tun haben – einem Mann Gottes, wie du einer bist – und mit einem flüchtigen Verdächtigen. Ich habe schon genug Sorgen, ohne dass du böse über Miss Randalls Motive spekulierst, mir behilflich zu sein. Bist du vielleicht eifersüchtig?«

»Na hör mal ...«, wollte Sidney sich ereifern, aber da hatte der Inspector schon aufgelegt.

Philip Agnew wurde Mitte Juni zu Grabe getragen. Es war ein heißer, trockener Tag, und die betriebsame Stadt schien in der brütenden Hitze unter dem Schock des Mordes kurz den Atem anzuhalten.

Unter den Trauergästen waren zahlreiche Geistliche, die das Opfer gekannt, verehrt und geliebt hatten, und in das Zeremoniell mischte sich ein gewisses Unbehagen. Sidney hielt den Gottesdienst zusammen mit Leonard Graham und Patrick Harland, dem schwächlichen Lektor, der erst vor wenigen Wochen in Coventry neben ihnen gesessen hatte. Harland trug einen billigen Anzug mit ausgebeulten Taschen, der an den Knien und Ellbogen glänzte; seine Augen huschten unruhig umher. Er hatte sich für alle Einzelheiten der Liturgie aufs sorgfältigste vorbereitet. Sidney überlegte, warum er nicht Pfarrer geworden war.

»Er hat die Ausbildung nach einem Jahr aufgegeben«, erklärte Leonard. »Ich glaube, nach der Aufregung um die göttliche Offenbarung fand er die akademische Seite eines Studiums zu anspruchsvoll. Aber er ist ein guter Kerl, auch wenn er allzu empfänglich für die Daseinsgewissheit ist.«

»Und wie fatal das sein kann, wissen wir ja alle«, ergänzte Sidney. Er wollte über Philip Agnews Güte im Angesicht des Bösen predigen, wollte darüber sprechen, wie ein Gott der Liebe etwas so Schreckliches hatte geschehen lassen können. Man musste einen Unterschied machen zwischen moralischem Bösen und natürlichem Bösem wie beispielsweise Krankheit, Überschwemmungen und Erdbeben. Das Problem der Tugend, führte er – nicht zum ersten Mal – aus, war so unlösbar wie das Problem des Bösen. Wie hieß es in der alten lateinischen Phrase: *Si Deus est, unde malum? Si non est, unde bonum?* Am liebsten hätte er den Satz im Original belassen, aber da Mrs. Maguire und andere regelmäßigen Kirchgänger anwesend waren, wäre

es unfair gewesen, mit seinen professoralen Fähigkeiten zu prahlen. »Wenn es einen Gott gibt – warum gibt es dann das Böse?« Das Mysterium des Bösen war komplex, wenn man von einem gütigen Gott ausging, aber das Mysterium der Güte, so führte er aus, war undenkbar ohne einen Gott.

»Ein wichtiger Denkanstoß«, sagte Patrick Harland nach dem Gottesdienst. Sidney meinte einen etwas herablassenden Ton herauszuhören, ermahnte sich aber, nicht so empfindlich zu sein.

»Ein furchtbarer Verlust«, fuhr Harland fort. »Agnew war ein guter Mensch, manchmal etwas zu naiv ...«

»Güte und Naivität gehören oft zusammen«, gab Sidney zurück. »Die frömmsten Menschen werden oft für einfältig gehalten.«

Leonard hängte seinen Talar auf, warf einen flüchtigen Blick auf die beiden Männer und murmelte etwas über Dostojewskis Roman *Der Idiot*, ehe er die Sakristei verließ, um Bekannte zu begrüßen.

Sidney, der sich nicht sicher war, wie schwer Harland der Verlust von Agnew traf, fragte ihn, wie oft er in der Round Church aushalf und ob er das Opfer an dessen Todestag gesehen hatte.

»Ja, nur wenige Stunden vor der Tat. Er sprach mit einem dieser Streuner, die immer Geld haben wollen. Ich finde ja, man sollte ihnen lieber etwas zu essen geben. Bares vertrinken sie nur.«

»Haben Sie das der Polizei erzählt?«

»Ich hielt es nicht für wichtig.«

»Hat man Sie nicht befragt?«

»Ich war ein paar Tage fort.«

»Sie hätten zumindest eine Beschreibung geben können.«

»Es waren so viele. Mr. Agnew bewirtete ständig Fremde.«

»Ich würde es nicht ›bewirten‹ nennen.«

»So lange, wie die immer blieben.«

Sidney ließ nicht locker. »Wie sah denn der Besucher aus, den Sie an Philips Todestag gesehen haben?«

»So wie die anderen auch. Sehr dünn, schlingernder Gang. Das Betteln war ihm offenbar so in Fleisch und Blut übergegangen, dass ihm die Unterwürfigkeit ins Gesicht geschrieben war. Kein angenehmer Anblick.«

»Aber dieser Mann ist womöglich verantwortlich für Philips Tod, oder er weiß etwas Wichtiges darüber. Wir müssen ihn finden.«

»Warum sollte das unsere Aufgabe sein?«

»Wir müssen unsere Informationen mit der Polizei teilen. Ich bestehe darauf, dass Sie meinem Freund Inspector Keating alles mitteilen, was Sie wissen.«

»Wenn Sie es wünschen. Aber ich fürchte, da sind Sie auf der falschen Fährte. Wie Ihr Hund, wenn er wild bellend losläuft.«

»Mein Hund bellt sehr selten. Nur wenn er irgendwas Ungutes wittert.«

»Da ist er vielleicht seinem Herrn ähnlich ... Und jetzt entschuldigen Sie mich bitte, ich muss die Kerzen löschen und die Kniekissen zurechtrücken. Ordnung muss sein. Guten Tag.«

»Ist es möglich, dass Sie gewisse Aspekte der Todesumstände unseres armen Freundes Philip nicht ansprechen wollen, Mr. Harland? Irgendetwas Bestimmtes?«

»Nein, nein. Ich überlege nur, ob die Tat nicht vielleicht sexuell motiviert war. Bekanntlich war Mr. Agnew ein eiserner Junggeselle.«

»Aber muss er deshalb gleich homosexuell sein?«

»Wir wissen, dass er es war.«

»Ich ziehe es vor, nicht nach dergleichen zu fragen«, gab Sidney zurück.

»Für einen wissbegierigen Menschen sind Sie in manchen Dingen ganz schön zimperlich.«

»Ich sehe hier keinerlei sexuell motivierte Tat, im übrigen ist das wohl kaum der Ort, darüber zu reden.«

»Dann bitte ich um Entschuldigung, Canon Chambers. Es war nur eine Idee.«

»Denken Sie bitte nicht, dass ich mich vor Fragen drücke, die zur Wahrheit führen. Hatte Philip Agnew ein paar enge Freunde?«

»Nein, eben nicht. Es waren viel zu viele.«

»Woher wollen Sie das wissen?«

»Glauben Sie mir, Canon Chambers – ich weiß es.«

Am nächsten Tag sprach Helena Randall Sidney auf der Straße an und fragte ihn nach seiner Meinung zu dem Mord und dem verschwundenen Landstreicher. Sidney war entschlossen, ihr nichts zu sagen. Insgeheim war er sich uneins, ob es sich um eine gezielte Tat gegen einen homosexuellen Priester handelte oder ob Patrick Harland, der womöglich selbst ein verschmähter Liebhaber war, ihn auf eine falsche Fährte locken wollte.

»Ich habe Inspector Keating nicht viel zu bieten«, erklärte er ihr knapp.